

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 5 (1915)
Heft: 18

Artikel: Carl Spitteler
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636149>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 18 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

den 1. Mai

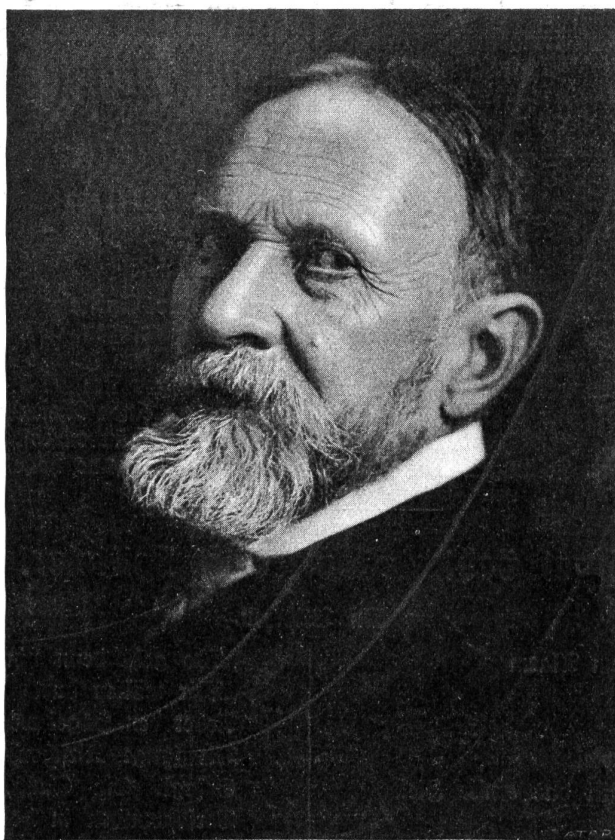
Carl Spitteler.

Die Festeswagen, die am 24. April um den Siebzigjährigen rauschten, sind verehbt; es wird wieder still geworden sein in der rosenberühmten Villa am schönen Luerner Quai. Da wir nicht mitzogen unter den Geburtstagsgratulanten am letzten Samstag — es waren ihrer so viele, berufene und unberufene! — dürfen wir uns heute füglich jedes Pathos begeben; wir dürfen unseren Lesern schlicht und einfach berichten, wer Carl Spitteler ist und ihnen erklären, warum man dieses Mannes siebzigsten Geburtstag mit Anlässen aller Art in der halben Welt herum gefeiert hat. Zur Beruhigung ängstlicher Gemüter, die sich darüber Vorwürfe machen möchten, daß sie es veräumt

so, daß Bildung und Bedürfnis sie an die höchsten Werke des Menschengestes heranzuführen, und diese wenigen müssen sich im Drange des Lebens umtun, daß sie zu ihrem Sonntag kommen.

Doch Spitteler hat auch für den Werttag des Lebens geschrieben, d. h. für unsere einfachen, aus dem täglichen Leben geschöpften geistigen Bedürfnisse. Er hat nicht nur jene beiden philosophisch-kosmischen Epen gedichtet, er hat auch Lyrik, er hat Balladen und Novellen und einen Roman, er hat Feuilletons, Abhandlungen, Essays geschrieben. Diese Werke sind ja gewiß jedem gebildeten Leser zugänglich; seine Gedichte sind zum Teil schon tief ins Volksgemüt eingedrungen. Aber dennoch ist Spitteler kein populärer Schriftsteller. Er kommt dem Leser nirgends mit Lebenswürdigkeit entgegen; seine Gaben sind nicht gangbare Münze; immer muß man zu ihm kommen, muß man ihn suchen, um ihn zu finden. Spittelers Wesen ist von jener herben Eigenart, die keine Kompromisse eingeht, die sich selbst genügt, die unbeirrt und ungehemmt ihre Wege geht. Der Eigenwille wird dem Genie zur Tugend, wie er dem schwachen Geiste zum Verderben gereicht. Spitteler darf seine eigene Straße ziehen, weil er dazu berufen, weil er ein Genie ist.

Der Dichter Spitteler hat aber selbst nie das Bedürfnis gehabt, sich als Genie zu geben; er hat nie sich absichtlich isoliert, sich in die Einsamkeit begeben aus Menschenverachtung. Dafür war er zu sehr Realist und Kenner des Lebens. Im Gegenteil, es reizte ihn, das Leben ganz zu erfassen, und in seine tiefsten Tiefen zu dringen. Der Zusammenhang mit der menschlichen Umwelt war ihm innerstes Bedürfnis. Dafür zeugt sein ganzes



Carl Spitteler.

es so viele untapfere Alleswisse gibt. Der Fall liegt bei Spitteler ganz einfach so: Er ist einer der größten aller Zeiten; man muß das glauben, wie man es glauben muß, daß Homer die griechische Kultur und Goethe das Wissen seiner Zeit umfaßte und daß in Dantes Göttlicher Komödie sich das Weltbild widerspiegelt. Spittelers „Prometheus und Epimetheus“ und sein „Olympischer Frühling“ sind Werke der Weltliteratur und wollen auf den Sonntag des Lebens aufgespart sein. Nur wenigen Menschen fallen die Würfel

reiches Lebenswerk, das sich nirgends, auch wo es metaphysische Probleme in kosmisch-antiker Aufwartung, in die

Erfcheinung stellt, von der Wirklichkeit entfernt. Dafür zeugt vor allem aber auch sein Bedürfnis, mit der Heimat, mit der engeren und weiteren, in inniger geistiger und persönlicher Fühlung zu bleiben. So erklärt sich sein neuestes Prosabuch „Meine frühesten Erlebnisse“ mit seinem warmen Fühlen für die Menschen seiner Jugend und die Dinge seiner Heimat. So erklärt sich manch ein heimatfreudiges Gedicht und so auch das mutvolle Sichbekennen zur Heimat in ihrer politisch ernsten Stunde.

Nein, Spitteler ist kein Eigenbrödlerr, kein Sonderling. Der Weg zu ihm ist nicht so schwer, wenn man ihn richtig geht. Man tut gut, den Weg zum Dichter über den Menschen Spitteler zu suchen. Zu diesem Zwecke liest man seine „Frühesten Erlebnisse“. Sie führen in die ersten Jugendjahre des Dichters und in seine früheste Heimat, nach Viestal.

Hier, in dem erinnerungsreichen Hauptstädtchen der Landschaft Basel wurde Carl Spitteler am 24. April 1845 als der Sohn des Regierungsstatthalters und nachmaligen Obergerichtspräsidenten Karl Spitteler (1809–1878) und der Verena Brodbeck geb. Dettwyler (1797–1880) geboren. Unweit vom elterlichen Hause stand das graue Brauhaus, wo sein Onkel mütterlicherseits wohnte, der Bierbrauer Brodbeck, der in Spittelers Kindheitserinnerungen eine so große Rolle spielt. In Viestal steht das Pfarrhaus, wo sein Freund Peppi, Joseph B. Widmann, daheim war. Spitteler selber hat seine Erinnerungen an das Viestaler Pfarrhaus und die lieben kunstfreudigen Leute darin in einem warmen Aufsatz (abgedruckt im Jahrgang 1913, No. 41, dieses Blattes) der Nachwelt erhalten. Im Sonderbundsjahr 1848, nachdem der Vater schon als Tagsatzungsabgeordneter des jungen Kantons Baselland ein halbes Jahr in Bern gewohnt, siedelte die Familie nach der Hauptstadt über. Der Vater hatte die ihm angetragene Stelle eines eidgenössischen Kassiers angenommen. Carl Spitteler besuchte hier die „Grüne Schule“. Vor wenig Jahren hat der Dichter ihr und der Berner Zeit auch ein Erinnerungsblatt gewidmet. Carl sollte Pfarrer werden. Er studierte in Basel. Er kam nie ins Amt. Einmal, so wird in Viestal erzählt, „sollte er als junger Kandidat auf einem Dorfe den Pfarrer vertreten. Da fing mitten in seiner Predigt eine Anfel auf einem Baum vor dem Fenster zu jubelieren an, und der junge Redner blieb stecken. Er bestieg von da an keine Kanzel mehr. Dafür wurde er Hauslehrer; als solcher weilte er acht Jahre in Russland. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz wirkte er an der Einwohner-Mädchenschule in Bern, der Widmann vorstand, und dann am Progymnasium in Neuenstadt. Das waren seine „Grohdienstjahre“, aus denen ihm auch sein erstes großangelegtes Werk „Prometheus und Epimetheus“ (1880) nicht zu erlösen vermocht hatte. Hierauf war er politischer Redaktor der „Grenzpost“ in Basel, hernach Redaktor des Feuilletons an der „Neuen Zürcher Zeitung“. Die Aner-

kennung und der Erfolg waren ihm allmählich zugekommen, dank der unermüdblichen Arbeit seines Freundes J. B. Widmann und des Einflusses Ferdinand Avenarius für ihn, der ihm in Eugen Dieterich in Jena den tüchtigen Verleger fand. Er wurde unabhängig und konnte sich ganz der Dichtkunst widmen. Seit 20 Jahren ungefähr lebt er in Luzern.

Wir können raumeshalber von seinen Werken nicht viel mehr als die Titel sagen. Wer näheres über sie wissen will, tut gut, Spittelers eigene Darstellung hierüber, „Mein Schaffen und meine Werke“, im „Kunstwart“ (Jahrg. 21, Heft 19 und 20) zuerst zu lesen; auch seien ihm E. Meißners klare „Einführung“ in Spittelers Werke (bei E. Dieterich) und L. Fränkels Spittelerbuch empfohlen.

Dem Prometheus zeitlich am nächsten steht das Weltuntergangsepos „Extramundana“. Gottfried Keller wollte dem 37-Jährigen das Werk nicht rühmen und Fritz Mauthner zerzauste es jämmerlich. In dem Gedichtbuche „Schmetterlinge“ versuchte er sich zum erstenmale in Versen. Das war spät angefangen, aber die Frucht seiner Bemühungen war gleich eine reife. Spittelers Verse zeichnen sich aus durch einen wunderbaren vollen Klang und eine Selbstverständlichkeit und Mühelosigkeit des Findens, die das Genie verrät.

Nun folgen Prosawerke: eine Sammlung Erzählungen „Fridli der Kolderi“, „Gustav“, ein Idyll „Die Mädchenfeinde“ (1890), eine duftige Kindergeschichte, worin er die Form der geschlossenen Novelle versucht. 1892 entstanden die gereimten „Literarischen Gleichnisse“, mit denen er sich „ein für allemal die Galle von der Leber“ schrieb aus dem Elend der Kleinarbeit heraus; 1896 die „Balladen“ als Vorbereitung auf ein „etwaiges zukünftiges Epos“. Dann wieder Prosa: „Der Gotthard“, eine halb geographische, halb literarische Arbeit, „Conrad der Leutnant“, ein literarteknisches Programmwerk, wo er beweisen will, daß er den naturalistischen Stil auch zu schreiben versteht und zwar gründlicher als alle anderen. Dann noch die Essay-Sammlung „Lachende Wahrheiten“ und der Roman „Imago“, ein halbbiographisches Bekenntniswerk und endlich noch ein schönes Gedichtbuch „Glockenlieder“.

Das ist das Zwischenwerk und Kleinwerk in Spittelers Leben. Ueber seine Hauptwerke, über „Prometheus und Epimetheus“ und über den „Olympischen Frühling“ (1906 erstmals und 1910 in umgeänderter Gestalt erschienen), sollten wir nun noch das Entscheidende sagen für das Bild, das vom Dichter Spitteler im Leser entstehen sollte. Wir müssen es uns versagen. Die Gründe haben wir schon angeführt. Spittelers Epos gehört der Weltliteratur an; wir schauen mit ahnungsvoller Gläubigkeit an den Wunderbau hinauf, wie an einen Riesendom, dessen Gewalt wir empfinden, aber nicht ergründen können, und hoffen auf den Sonntag, der uns durch seine hohen Säulenhallen führen wird.

Zwei Gedichte von Carl Spitteler.

Ein Bildchen.

Der Rain hinauf, mit trozigem Alarm
Suchtelt ein Rinderdickhorn.
„Vorwärts! Hurra!“
Hut ab! Du schaust kein Spiel.
Den Himmel zu erstürmen, gilt das ernste Ziel.
Er ist so nah!
Siehst, wie er aus dem Grafe guckt dort oben?
Zwei Glockentöne, leicht vom Morgenwind gehoben,
Kommen vergnügt und ungezwungen
Dahergesungen.

„Wo geht denn hin der Weg?“
„Wir wollen durch den Rindersternenhaufen
Ueber den Hügel weg
Die lange Kirschenblütenstraße laufen.“
Gesagt. Ein Sang, ein Flug:
Verschwunden in den Kirschen überm Hügelzug.
Der Rindersturm aber dort unten
Hat einen Igel gefunden.
In Anbetracht dessen
Ist der Himmel vergessen.

Die tote Erde. Legende.

Zwölf Engel hielten am Himmelstor:
 „Ihr Türmer herunter, ihr Wächter hervor.“
 „Was bringt Ihr? ihr lieben Leute?“
 „Wir kommen geritten vom Erdenrund,
 Gar frohe Botschaft bringt unser Mund,
 Stimm' an die Glocken und läute!“

Und als das Pfortchen war aufgetan,
 Da setzten sie die Posaunen an
 Und bliesen aus vollen Wangen:
 „Suche, ihr Völker, suche, haja!
 Herbei ihr alle, halleluja!
 Die frohe Post zu empfangen:

Worum wir inbrünstig gebetet oft,
 Was jeder ersehnte, was keiner gehofft,
 Es hat sich in Gnaden begeben;
 Wir kommen geritten von Erden fern:
 Erloschen, verglommen der blutige Stern,
 Verhaucht das unselige Leben.“

Da flogen die Türen und Fenster auf,
 Und alle die Seligen eilten zu Haus
 Und zogen zu Fuß und zu Pferde,
 Mit Pfeifern und Trommlern und Saitenspiel
 Und fröhlichem Schwaben und Lachen viel,
 Hinab auf die einsame Erde.

Doch als sie im glitzernden Sternenreich
 Gewahrten die traurige Weltenleiche,
 Verkohlt in den Wolken schwimmen,
 Da ging den Pfeifern der Atem aus,
 Und mancher wischte sich ein Tränlein aus
 Und tat ein Greinen anstimmen.

Dann schlichen sie auf dem Riesengrab
 Mit heimlichem Flüstern talauf und talab
 Und erzählten mit Bangen und Zagen
 Von alter, verschollener Menschenzeit,
 Von Krankheit und Sterben, von Zank und Streit
 Einander die schaurigen Sagen.

Sie stifteten einen Sühnaltar,
 Drauf brachten die Priester die Messe dar
 Beim Klange der Trauerlieder.
 Ein Requiem æternam laßt' ihr Mund,
 Weihwasser sprengten sie auf den Grund
 Und flehten den Segen hernieder.

Der Segen, der schwebte wohl über die Welt,
 Das Weihwasser rann übers Ackerfeld, —
 Doch sieh! was will das bedeuten?
 Der Segen flog ängstlich im Kreis herum,
 Das Weihwasser wälzte sich um und um —
 Sagt an, was soll das bedeuten?

Da sprach das Weihwasser: „Ich sehe, ich seh'
 Auf Erden kein Plätzchen, wohin ich auch späh',
 Das nie eine Träne benetzt hat.“
 Und der Segen der sprach: „Ich suche, ich such'
 Einen Fleck, einen kleinen, den nicht der Fluch,
 Den nicht der Mord schon besetzt hat.“

Die Sage von der Befreiung der Waldstätte.

Von Albert Leupin.

(Schluß.)

Die übrigen Artikel des Bundesbriefes sind aus einem älteren, leider verlorenen Bundesbrief aus der Mitte des 13. Jahrhunderts herübergenommen worden. Die Aufnahme des oben zitierten neuen Artikels hätte keinen realen Hintergrund gehabt, wenn nicht in der Regierungszeit des Königs Rudolf ein „Fremder“ in Altdorf unter der Linde an des Königs Statt Gericht gehalten hätte. Dies ist mutmaßlich in der Zeit von 1284—1291 der Fall gewesen. Als die Landsgemeinde ihn nicht anerkennen wollte, steckte er seinen Richterstab in die Erde und hängte seinen Hut daran zum Zeichen, daß Aufruhr gegen ihn Rebellion gegen den König bedeute. Offenbar ist also dieser aufgesteckte Hut nichts anderes als die Erinnerung an diesen alten, nach im 14. Jahrhundert bestehenden Rechtsbrauch. Um seine untergrabene Autorität zu wahren, mußte der Richter jedenfalls einen widerspenstigen Urner gefangen setzen und außer Landes führen. Er konnte ihm entweichen und übte Rache an ihm in der Hohlen Gasse.

Zu der Erinnerung an die an und für sich nicht ungewöhnliche Begebenheit erdichtete die Volksüberlieferung den theatralisch wirkenden Tellsprung. Auch lebte im Volke noch die Apfelschußsage, deren internationale Verbreitung hinlänglich nachgewiesen ist. Ihre erste Niederschrift findet sich in der „Historia danica“ von 1204 aus der Hand des Chronisten Saxo Grammaticus. Die Ähnlichkeit dieser älteren Tofoschußsage, des „dänischen Mährgens“, mit unserer Tellapfelschuß-Überlieferung diente Freudenberger und Haller als Grundlage zu ihrer oben erwähnten Tellstreitschrift. Neben dem dänisch-schweizerischen Tofos-Tell gibt es bei anderen Völkern ähnliche Heldensagen. Die Norweger haben ihren Heming, die Isländer ihren Egil und die Engländer ihren William von Cloudesly. Auch von den Balkanvölkern und aus dem Morgenland werden ähn-

liche Schußsagen erzählt. Auf die verschiedenen Deutungen dieser internationalen Apfelschußsage können wir hier nicht näher eintreten. Mythisch-symbolische Erklärungen der einzelnen Momente der Tellsage deuten den Tell als den Tagbringer, den Pfeil als Sonnenstrahl, den Tellknaben als die Erde und den tyrannischen Vogt als den kalten, düstern Rebel. Zusammenfassend verbleibt uns für die Geschichte nur der aufgesteckte Richterhut, die Gefangennahme eines Urners, dessen Flucht und der Schuß auf den Vogt. Die Apfelschuß-Szene, der Höhepunkt der ganzen Tellhandlung, und der Sprung auf die Platte müssen ins Reich der Sage verwiesen werden.

Der Ueberfall der Burg zu Sarnen mag beim Aufstande vom Jahre 1247 so durchgeführt worden sein, wie er im Weißen Buche dargestellt ist. Ein Beweis, daß die Sagen zeitlich wenig in Zusammenhang stehen, liegt in der Erkenntnis, daß der Chronist, der die letzte Sage zum erstenmal niedergeschrieben hat, von der Sage der Däsen im Melchi nichts wußte.

Daß uns die Sage von der Befreiung der Waldstätte auf den heutigen Tag im wesentlichen in der Form erhalten geblieben ist, wie sie uns durch Hans Schriber im Weißen Buch überliefert wurde, daß sie ohne tiefgreifende Änderungen im Laufe der Jahrhunderte zum Gemeingut des Schweizervolkes geworden ist, legt Zeugnis ab für künstlerische Gestaltungskraft des Chronisten, der es verstanden hat, aus den einzelnen überlieferten Gliedern eine national-symbolische Einheit zu schaffen, wie es nach ihm keinem Chronisten, Liederdichter und Dramatiker in dem Maße gelungen ist.

Im Gegensatz zu dieser Chroniküberlieferung, wo Stauffacher im Kampfe gegen den allgemeinen Druck der Vögte